

Was weiß denn ich schon?

Immer wieder bedrängend ist die Frage nach Krieg und Frieden. Und sie wird nicht leichter, wenn sie näher rückt. Was soll Deutschland tun? Was soll Europa tun? Wie verhält man sich gegenüber Russland, gegenüber der Ukraine, gegenüber der eigenen Geschichte, gegenüber der eigenen Angst?

Heute hörte ich in einem 3sat-Talk ein feines Lob auf Robert Pfaller. Er hatte Montaigne zitiert: „Was weiß denn ich schon?“ Gemeint war damit offenbar eine Warnung vor der allzu schnellen Gewissheit. Russland einfach als Barbaren hinzustellen, die eigenen Ressourcen zu verschwenden, um aufzurüsten, dabei die eigene Wirtschaft zu schwächen und womöglich eine neue Kriegslogik zu erzeugen — das sei zumindest fragwürdig, vielleicht sogar dumm.

Spontan sträubte sich in mir alles. Soll ich also der Bequemlichkeit den Vorzug geben vor dem Mut zur Gegenwehr? Soll ich sagen: Es kostet zu viel, für die Freiheit anderer einzustehen? Kostet Mut nicht immer Ressourcen, die dann der Bequemlichkeit fehlen? Kostet Überzeugung nicht immer etwas? Und ist eine Gesellschaft, die nur noch das verteidigt, was nichts kostet, überhaupt noch eine freie Gesellschaft?

Aber dann fiel mir der alte Rechtsgrundsatz ein: *Altera pars auditur*. Auch die andere Seite soll gehört werden. Was könnte Pfaller gemeint haben?

Vielleicht dies: Montaigne ist kein Schutzpatron der Feigheit. Sein „Was weiß ich?“ ist nicht die Ausrede des Menschen, der sich nicht entscheiden will. Es ist die Frage des Menschen, der weiß, wie leicht sich Menschen in ihrer eigenen Gewissheit berauschen. Gerade in Zeiten von Krieg und Angst werden Worte schnell groß: Freiheit, Verteidigung, Entschlossenheit, Verantwortung, Opferbereitschaft. Solche Worte können wahr sein. Aber sie können auch tragen, was noch gar nicht geprüft ist.

Vielleicht würde Pfaller sagen: Ich bestreite nicht, dass Russland die Ukraine angegriffen hat. Ich bestreite nicht, dass Gewalt Gewalt ist. Ich bestreite nicht, dass die Ukraine ein Recht auf Selbstverteidigung hat. Aber ich bestreite, dass aus dieser Klarheit automatisch jede politische Folgerung richtig wird, die sich im Gewand der Entschlossenheit zeigt.

Denn auch Aufrüstung hat eine Logik. Waffen sind nicht nur Geräte. Sie schaffen Interessen, Institutionen, Gewohnheiten, Bilder vom Menschen. Wer Waffen beschafft, denkt anders über Sicherheit. Wer Sicherheit militärisch denkt, beginnt irgendwann, auch die Zukunft militärisch zu sortieren. Und wer den Gegner nur noch als Barbaren beschreibt, verliert vielleicht die Fähigkeit, ihn politisch zu verstehen. Verstehen heißt nicht entschuldigen. Aber wer nicht mehr verstehen will, kann auch nicht mehr klug handeln.

Vielleicht liegt hier der innere Punkt des Montaigne-Zitats: Es stellt sich quer gegen die Versuchung, aus moralischer Empörung sofort politische Gewissheit zu machen. Es fragt: Wissen wir wirklich, dass jede weitere Waffe den Frieden näherbringt? Wissen wir wirklich, wo Abschreckung endet und Eskalation beginnt? Wissen wir wirklich, ob wir die Ukraine stärken — oder ob wir uns selbst in eine Rolle hineinziehen lassen, deren Ende wir nicht kennen? Wissen wir wirklich, was wir tun? Das ist keine billige Frage. Sie darf nur nicht billig beantwortet werden.

Denn natürlich kann man Montaigne missbrauchen. Man kann „Was weiß ich?“ sagen und in Wahrheit meinen: „Lasst mich in Ruhe.“ Man kann Skepsis predigen und dabei immer nur gegenüber dem Westen skeptisch sein, nie gegenüber russischer Gewalt. Man kann vor Eskalation

warnen und die Eskalation übersehen, die längst geschehen ist: der Angriff, die Zerstörung, die Verschleppung, die Angst der Menschen in der Ukraine, in Polen, in den baltischen Staaten, in Finnland. Dann wird Montaigne zur Maske. Dann schützt die Skepsis nicht mehr vor Fanatismus, sondern vor Verantwortung.

Und doch bleibt etwas an diesem Einwand wichtig. Auch die richtige Sache schützt nicht automatisch vor falscher Selbstgewissheit. Auch die Verteidigung der Freiheit kann in eine Sprache geraten, die sich selbst nicht mehr hört. Auch der berechtigte Widerstand kann eine Eigendynamik bekommen, in der der Frieden nur noch als Sieg denkbar ist.

An dieser Stelle erinnere ich mich an Gandhi. Nicht an einen harmlosen Gandhi auf Postkarten, nicht an die süße Karikatur der Gewaltlosigkeit, sondern an den politischen Gandhi. Gewaltlosigkeit beginnt bei ihm nicht mit Wegducken. Sie beginnt damit, dass Menschen sich aufrichten. Dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Dass sie sich nicht beherrschen lassen. Dass sie der Macht nicht einfach ihren Gehorsam schenken.

Der Widerstand des jungen Indien gegen die britische Kolonialherrschaft war kein bequemer Pazifismus. Er war gefährlich. Er kostete Kraft, Geld, Ansehen, Freiheit, manchmal das Leben. Gandhi wusste, dass Gewaltlosigkeit nicht Unterwerfung bedeutet. Sie ist kein Verzicht auf Gegenwehr. Sie ist eine andere Form von Gegenwehr.

Und hier kommt Gandhi für mich Hannah Arendt näher als Montaigne. Nicht weil Montaigne falsch wäre. Sondern weil Gandhi von einem anderen Machtverständnis ausgeht. Macht entsteht nicht zuerst aus Waffen. Macht entsteht, wenn Menschen gemeinsam handeln, sichtbar werden, ihre Würde nicht preisgeben und eine neue Wirklichkeit beginnen. Gewalt kann zerstören. Macht kann tragen.

Darum genügt mir das Montaigne-Zitat nicht. „Was weiß denn ich schon?“ ist eine notwendige Bremse gegen die Selbstgewissheit. Aber es darf nicht zur Ausrede werden, wenn Menschen überfallen werden. Es darf nicht dort enden, wo die Frage nach der Verantwortung beginnt. Vielleicht müsste man Montaigne und Gandhi nebeneinanderstellen.

Montaigne fragt: Bist du sicher, dass du recht hast?

Gandhi fragt: Bist du bereit, für deine Würde einzustehen?

Montaigne warnt vor dem Rausch der Gewissheit.

Gandhi warnt vor der Feigheit, die sich als Klugheit tarnt.

Montaigne schützt das Denken. Gandhi schützt den Anfang.

Ich habe nicht das Format eines Robert Pfaller, schon gar nicht das Format Montaignes. Aber vielleicht darf ich jetzt trotzdem widersprechen. Nicht, um die Gegenposition vom Tisch zu wischen. Im Gegenteil: Sie muss gehört werden, damit die eigene Position nicht bloß Erregung bleibt. Aber nachdem ich sie gehört habe, bleibt meine Frage an mich selbst und an meine Leser:

Welchen Frieden hoffen wir eigentlich?

Einen Frieden, der uns nur in Ruhe lässt?

Oder einen Frieden, in dem Menschen aufrecht stehen können?